

## Eine Kindheit vor der Jahrhundertmitte

Als meine Grossmutter starb, war ich etwa fünf Jahre alt. Sie hatte im Garten gearbeitet, ihr Herz versagte, und sie fiel einfach zu Boden. Es sah aus, als hätte sie sich hingelegt, um zu schlafen. Später war sie im Zimmer aufgebahrt, wo ein unbekannter, merkwürdiger Geruch überhand nahm. Ich schaute das Antlitz meiner Grossmutter an, ihr unbewegliches Gesicht, leicht glänzend und in der Farbe der Klaviertasten, Elfenbein. Es war fremd, denn es lächelte nicht, wie meiner Grossmutter Gesicht es immer getan hatte, wenn wir uns von Angesicht zu Angesicht gegenüber waren. Sie würde mich niemals mehr «Wunderzwibeli» nennen. Und so nahm ich als kleines Kind in meinem Herzen von ihr Abschied und für immer von ihrem Lächeln. Sie sei beim lieben Gott im Himmel, erklärte mir meine Mutter unter Tränen. Und ich fühlte, wie ich es auch später immer genau empfand, wenn ich jemanden sah, der gestorben war, dass meine Grossmutter gar nicht mehr da war, sondern nur noch ihr Körper, dass das Wesentliche an einem andern Ort war, jedenfalls nicht hier. Am Tag der Beerdigung versammelten sich viele schwarz gekleidete Menschen bei uns, ein schwarzer Wagen, von zwei Pferden gezogen, fuhr vor. Der schwarze Sarg wurde aufgeladen, worauf sich alle in einem langen Umzug hinter dem Pferdefuhrwerk her auf der damals noch ungeteerten Forchstrasse Richtung Kirche und Friedhof bewegten.



*Am Waldsaum oberhalb Erlenbachs  
verlebte ich meine Kindheit.  
Aquarell von Albert Pfister.*



*Vor dem Schürli mit meinem Vater.*

Ich war im Mai 1937 zur Welt gekommen. Meine Mutter hiess Marta Zürcher, war 27 Jahre alt und nicht verheiratet mit meinem Vater Albert Pfister. Er zählte zur Zeit meiner Geburt 52 Jahre. Am Waldrand oberhalb des Schützenhauses Erlenbach spielte sich meine Kindheit ab zusammen mit meiner Mutter, meinem Onkel Karl und meinen Grosseltern. Mein Grossvater hatte Geld geerbt, so dass er das Stück Land im «Schlotter» erwerben konnte. Darauf baute Karl das kleine Häuschen, wo ich aufgewachsen bin. Es verfügte zwar über fliessendes Wasser und sogar über Klosett mit Wasserspülung, aber keinen elektrischen Strom. Wenn es dunkelte, wurde die Petrollampe angefacht. Wir waren weitgehend Selbstversorger, Geld stand wenig zur Verfügung und spielte daher eine eher

untergeordnete Rolle. Zwei Ziegen, Krimhilde und Brunhilde, sorgten für Milch, im Hühnerhof scharrtten die Hühnchen, beschützt vom bösen Hahn. Dieser war meiner Meinung nach auf der grossen weiten Welt das einzige Lebewesen, dem ich nicht trauen konnte.

Während der Pilzsaison verbrachte mein Grossvater viele Stunden im Wald mit Pilzesammeln. Hatte er dann einen oder zwei Körbe zusammen, begab er sich sofort ins Dorf hinunter, um sie zu verkaufen. Mit der Zeit hatte er eine richtige Kundenschaft. Vor allem schätzte er auch das Gespräch, das sich dann meistens ergab, und er wusste immer etwas zu erzählen, wenn er wieder vom Dorf zurückkam. Mein Grossvater war früher Kondukteur bei der Polybahn gewesen. Er war von eher kleiner Statur. Seine ausgebeulten Hosen wurden durch Hosenträger festgehalten. Ein weisser Haarkranz umrundete seine Glatze. Aus grossen, grauen, wimpernlosen Augen schaute er einen verschmitzt an. Kinn und Wangen zierte ein weisses, dichtes Bärtchen, welches er hin und wieder zu einem Spitzbart stutzen liess. Im buschigen Schnauz verfang sich jeweils allerhand beim Essen.

Appezöller määтели, wie machsch denn du de Chääs?

I ton en in es Chöbeli und drock en mit em Födeli,  
drom isch de Chääs so rääss.

Grossvater war gebürtiger Appenzeller. Das vorliegende sinnige Verslein lernte ich von ihm. Ich nannte ihn Ätti. Alles konnte ich ihm erzählen, mich aufführen wie blöd, den Übermut sausen lassen. Ätti hatte immer Verständnis. Wenn er nicht mehr lachte, wusste ich, dass das Fass am Überlaufen war und Ättis Geduld am Ende.

Nie wurde ich müde, seinen selbsterfundnen Geschichten zuzuhören. Von Zwergen erzählte er mir, welche in winzigen Kütschchen mit Zwergenpferdchen herumführen, und was Zwerge alles für Gepflogenheiten hätten. Im Wald baute ich kleine Häuschen aus Stecklein und Moos mit winzigen Zäunen darum herum, denn man konnte ja nie wissen, ob einmal so ein Zwerglein vorbeikommen würde und dann froh wäre, ein gemütliches Häuschen vorzufinden. Es stand für mich ausser Zweifel, irgendwann einmal eines zu Gesicht zu bekommen, obwohl Ätti mir riet, mich diesbezüglich keinen grossen Hoffnungen hinzugeben, weil nämlich das Zwergenvolk sich den Menschen niemals zeige. Und er hat recht behalten.

In der Waschküche stand eine grosse metallene Badewanne mit schönen verschnörkelten Füßen. Jeweils am Wochenende heizte meine Mutter den grossen Waschkessel ein. Mit einer Rinne konnte dann das heisse Wasser vom Wasserhahn in die Wanne geleitet werden. Die Luft war warm und feucht und der ganze Raum in dichten Dampf gehüllt. Nachdem die Mutter kaltes Wasser nachgegossen und die Temperatur sorgfältig geprüft hatte, durfte ich in die Wanne steigen. Hei, wie war das eine Freude, im warmen Wasser zu planschen! Ich hielt mich auf beiden Seiten der Wanne fest und rutschte mit einem Ruck nach vorne und wieder nach hinten. Das Wasser machte den Spass mit, indem es hohe Wellen schlug. Die Waschküche verfügte ja über einen Bodenablauf, und wenn es nötig wurde, goss Mutter einfach wieder Wasser nach. In meiner Phantasie stellte ich mir vor, ich würde im weiten Meer mit den Wellen kämpfen oder in einem Schiff von einem gigantischen Walfisch hin und her geworfen. Denn ich hatte in einem Buch Bilder bewundert, wo diese Situation auf beeindruckende Weise zeichnerisch festgehalten war.

Und nochmals vor und zurück! Oh, wie gefährlich das Meer war mit den haus hohen Wellen und wie herrlich!

Wir hatten auch einen Kater, welcher Patton hiess, denn es gab damals während des Zweiten Weltkrieges einen amerikanischen Marschall, welcher so hiess. Dieser Kater war grauhaarig und muss auf Grund eines seine Persönlichkeit unterstreichenden Gesichtsausdruckes eine frappierende Ähnlichkeit mit jenem in jeder Kriegsberichterstattung erwähnten Mann zur Schau gestellt haben. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er unbeweglich, mit hochwichtiger Miene vor sich hinbrütete, als würde er Strategien überdenken oder gegeneinander abwägen.

Es herrschte Krieg, und wenn die Erwachsenen darüber redeten, was für Greuelthaten wieder geschehen waren, legte sich eine eigenartige Trostlosigkeit wie Staub auf den Tisch, die Teller und das Essen, nebelte das ganze Zimmer ein und raubte einem den Atem. Nachts mussten die erleuchteten Fenster verdunkelt werden. Und manchmal, wenn wir in unseren Betten lagen, begann es wie fernes Donnerrollen, schwoll unheimlich an, bis es wieder in der Ferne verebbte. Es war ein Flugzeuggeschwader gewesen – man wusste, sie hatten Bomben an Bord. Damit würden Häuser in Schutt und Asche gelegt, Strassen, Brücken, blühende Gärten zerstört. Menschen würden verstümmelt, das Leben von Vätern, Müttern, Kindern ausgelöscht. In den Flugmaschinen sasssen aber Männer, Väter, Brüder, Söhne, die den Mechanismus mit ihrer Hand in Gang setzten, Söhne, deren Mütter, Männer, deren Frauen zum Himmel flehten, ihn, der im Einsatz war, zu beschützen, damit er unversehrt wieder zu ihnen nach Hause kehre. Wie war das nur möglich, wer konnte es begreifen?

Karl, der Bruder meiner Mutter, unternahm jeden Tag den weiten Weg zu Fuss zum Bahnhof, um auswärts seinem Beruf als Maler nachzugehen. Er liebte ganz besonders die klassische Musik. In unserer Stube gab es ein Klavier, auf welchem meine Mutter hie und da spielte. Dann setzte Karl sich still hin und lauschte ergriffen den Klängen.

Die Hände meiner Mutter waren durch die harte Arbeit und das Hantieren im eiskalten Wasser schwer und ungelenkt geworden. Es kam noch kein heisses Wasser aus der Röhre, sondern musste in der Pfanne auf dem Holzherd erhitzt werden. Ich entsinne mich noch genau, wenn Karl meine Mutter bat, doch wieder einmal zu spielen. Ihr Kopf flog auf und nieder, wenn sie von den Tasten rasch zu den Noten aufblicken musste. Dazwischen griff sie hin und wieder daneben und seufzte und schnalzte missbilligend. Mit der Zeit allerdings fand sie dann den Rhythmus, ihre Gelenke lösten sich, und das Spiel kam in Fluss. Ganz besonders gerne denke ich in diesem Zusammenhang an das Impromptu Nr. 4 von Schubert.

In lebhafter Erinnerung sind mir auch die Weihnachten meiner Kindheit. Es kam vor, dass kein Geld da war, um einen Christbaum zu kaufen. Dann brachte Karl den abgebrochenen Ast einer Föhre nach Hause, und dieser wurde mit Kerzen geschmückt. Der milde Kerzenschein warf leichte Schatten an die Wände. Es duftete nach gebratenen Äpfeln, die auf dem Ofen schmorten. Am Klavier sass die Mutter und spielte Weihnachtslieder, dazu wurde gesungen. Wenn dann die Kerzen abgebrannt waren, wurde die Petrollampe auf dem Tisch wieder entzündet. Dann konnten die wenigen Geschenkelein ausgepackt werden. Es galt, meine Ungeduld zu bezwingen, indem das Schnürchen sorgsam aufzuknüpfen war, das wunderschöne Geschenkpapier war ohne Hast auseinanderzufalten, damit die Erfüllung noch etwas hinausgezögert werde, um dann vor mir in meinen Händen zu liegen. Mein zu sein. Genau so sorgfältig und aufmerksam, wie die Sachen eingepackt worden waren, genau so wurden sie in Empfang genommen. In unserer Familie wurde der Brauch des Briefeschreibens gepflegt, und meine Mutter hielt mich an, mich für die schönen Geschenke zu bedanken. Von der Gotte hatte es immer etwas zum Anziehen drin, etwa wollene Strümpfe, die zwar furchtbar kratzten, ein Röcklein oder ein «Gstältli». Das war etwas wie ein Unterhemdchen, woran es unten Elaste mit Knopflöchern hatte. An den Strümpfen waren dann Knöpfe angenäht, woran man die Elaste befestigen konnte, damit die Strümpfe nicht hinunterrutschten. Zwischen Gstältli und Strümpfen ergab sich beim Bewegen ein Zwischenraum, sodass es einen dort im Winter erbärmlich fror. Die Mädchen trugen natürlich damals noch keine langen Hosen, sondern Röcke, wie es sich für Mädchen gehörte.

Im Winter trug ich so genannte Holzschuhe. Sie waren aus schwarzem Leder, aber die Sohle bestand aus Holz, was zusammen mit dem weichen Futter die Füsse recht warm halten sollte. Die Holzsohle hatte aber die Eigenschaft, bei nassem Schnee «Stögeli» anzusetzen, das heisst, ich war plötzlich zehn Zentimeter grösser. Wenn man nicht stürzen wollte, musste man die Stögeli immer wieder abschlagen, was recht beschwerlich war bei meinem langen Schulweg vom Schlotter aus, der Forchstrasse entlang, bis ich einbog in den Wyderweg, die anschliessende Sandfelsenstrasse, dann die steile Weinbergstrasse hinunter, über den

Brügglweg und hastig wieder die Schulhausstrasse hinauf. Während es vom Kirchturm schon achtmal schlug, bog ich atemlos in den Schulhausplatz ein, hetzte die Treppen hinauf, und wenn ich das Schulzimmer betrat, stand der Lehrer oft schon an der Wandtafel. Es kam jedoch selten vor, dass er mich rügte, denn er kannte meinen Schulweg, und ich kam ja nicht immer zu spät.

Mein erster Lehrer war Karl Kuprecht. Er war noch ganz jung. Durch seine liebevolle, verständnisvolle Art erleichterte er mir den Schritt hinaus ins «feindliche» Leben massgeblich. Er unterstützte mich in allen Belangen und förderte mein Talent zum Schreiben und Malen. Das Bild seiner gütigen Augen werde ich zeitlebens in meinem Herzen tragen, und es ist schön, dass man seinem lieben Gesicht noch immer begegnen kann.

Ja, richtig, ich hatte ja auch einen Vater. Schon die erste Begegnung mit ihm muss für mich von grosser Bedeutung gewesen sein, denn ich hatte ihn sofort sehr lieb. Mein Vater war ein Kunstmaler, dem man heute nachsagt, er hätte grundlegende Erkenntnisse der Malerei vorweggenommen, also schon praktiziert, als noch niemand davon sprach. Meine Mutter hat ihn sehr geliebt, sie war sieben Jahre alt, als sie ihn das erste Mal sah. «Dein Vater und ich, obwohl oft räumlich und menschlich getrennt, waren jedoch immer beieinander zu Hause», sagte sie einmal zu mir. Freie Schulfachmittage verbrachte ich regelmässig bei meinem Vater im «Schüürli», während er Malschüler unterrichtete. Das «Schüürli» stand oberhalb des Staldens inmitten einer Wiese am Weg zum Biswind. Unvergessliche Kindheits-erinnerungen sind damit verbunden. Ich fühle meinen Eltern gegenüber eine tiefe Dankbarkeit, dass sie es verstanden haben, mir trotz der unkonventionellen Umstände eine so reiche, kostbare Kindheit zu schenken.

Yvonne Kunz-Zürcher